

Nr. 62. Bromberg, den 17. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(23. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Und wäre es auch nur ein Jahr — was kann man in einem Jahr alles sehen, genießen, auskosten! Wie inhaltreich könnte solch ein Jahr werden, wenn man es nur recht erfaßt, es als das Gnadenjahr eines gütigen Himmels jeden Tag, jede Stunde hinnimmt.

Ja! Das wollte er tun. Wohin er reisen würde, das wußte er nicht. Das war ja auch vollkommen gleichgültig. Nur fort von allem, was ihn hier in Fesseln hielt! Fort vom Geschäft und den alten Verhältnissen! Mit Luxuszügen fahren und in ersten Hotels wohnen! Nichts würde ihm zu teuer sein. Es war ja nur auf ein Jahr! Und vielleicht nicht einmal so lange. Da konnte er es sich schon leisten.

Ein wiederholtes Pochen an seine Tür, die er, um ungestört zu sein, abgeschlossen hatte, störte ihn aus der Ruhe seiner Gedanken.

Als er öffnete, stand seine Frau vor ihm.

„Man weiß wirklich nicht, was man sagen soll!" rief sie ihm erregt entgegen. „Auf der Folter sitze ich, sitzt das ganze Haus. Der Professor fährt davon, ohne mir oder irgendeinem ein Wort zu sagen. Und du schließt dich in dein Zimmer ein, als wüßtest du nicht, mit welcher Angst wir alle auf dich warten . . ."

„Angst? Wovor?"

„Nun, vor dem Ausgang der Untersuchung. Was hat der Professor denn gefunden? Was hat er gesagt? So rede doch endlich! Es ist nicht mehr zu ertragen."

Er nahm ihre Hand, strich besänftigend über sie dahin.

„Aber liebste Dörthe, wozu diese Aufregung? Sie wird dir schaden, wird dich in der so schön begonnenen Besserung zurückbringen."

„An mich denke ich überhaupt nicht mehr. Das ist etwas Nebensächliches geworden. Nur an dich denke ich. In Sorge bin ich um dich. So mache doch endlich den Mund auf! Was hat er gefunden? Was gesagt?"

„Was solch ein Professor sagt. Die alte Sache: Wenig Arb[illegible] keine Aufregung. Frische Luft. Viel Sonne!"

„[illegible]nd sonst nichts?"

„[illegible]s von Belang! Daß ich reisen kann."

„Wirst du reisen?"

„Es könnte sein."

„Und was wirst du jetzt tun?"

„Genau nach seinen Vorschriften handeln. Nicht mehr arbeiten, meine Ehrenämter niederlegen, mich vom Geschäft zurückziehen . . ."

„Ganz zurückziehen? Wird das gehen?"

„Alles geht, wenn es gehen muß. Timm und Fräulein Sentland werden mich vertreten. Ich aber werde an die See und in die Wälder wandern, vielleicht auch, bevor ich alles vorbereitet und ans Reisen denken kann, einige Wochen nach Zoppot gehen."

Sie stutzte. Wenn ein Mann, der jede Stunde des Tages für seine Arbeit auskaufte, sie ganz aufgeben und nur seiner Gesundheit leben wollte, dann mußte ihn eine gebietende Notwendigkeit dazu treiben.

Aber die heitere Gemessenheit, in der er das alles sagte, verscheuchte die aufsteigende Sorge.

„Das ist ein Gedanke, die Erholung in Zoppot. Ich würde dich dann begleiten, und wir könnten endlich einmal ganz uns selber und unserer Erholung leben."

„Soweit ist es leider noch nicht. Du kannst dir denken, wie viel jetzt auf mir ruht, was ich alles zu ordnen habe."

Nun kamen auch Ina und das Brautpaar, und man begab sich auf die Diele zum Essen.

Er ließ zu den Karpfen eine Flasche alten Rüdesheimer aus dem Keller holen, aß und trank mit Behagen, war gesprächig und aufgeräumt, wie ihn die Seinen selten bei einer Mahlzeit gesehen, wich aber jeder Frage nach seinem Befinden oder dem Gutachten des Professors aus.

„Ist heute nicht das Gartenfest bei Olimskys?" fragte er das Brautpaar. „Mein Wagen steht zu eurer Verfügung. Sagt nur dem Chauffeur, zu welcher Stunde er vorfahren soll."

Und, indem er den köstlichen Wein langsam über die Zunge gleiten ließ: „Die Mutter und ich haben in Rücksicht auf den leidenden Zustand der Mutter ja wohl abgesagt. Aber da es eine Brautaufnahme für euch bedeutet, ist es wohl nicht ganz richtig, wenn wir beide ausbleiben. Ruft doch hinüber, daß ich euch für einige Sekunden begleiten werde."

Hatte man sein verändertes Wesen während der ganzen Mahlzeit mit freudigem Erstaunen verfolgt, so rief dieser unerwartete Entschluß eine noch größere Überraschung hervor.

„Na, was sagt ihr nun?" wandte sich Timm zu den anderen, als Friedrich Vandekamp sich zur Nachmittagsruhe in sein Zimmer zurückgezogen hatte. „Habe ich es euch nicht immer entgegengehalten: So schlimm wird es mit dem alten Herrn nicht stehen. Sieht einer so aus? Ißt und trinkt er so, der schwerkrank ist? Und fährt auf ein kitschiges Gartenfest, das ihm sonst ein Greuel war? Und noch dazu ohne die Mutter? Aber du, Ina, mußt immer Trübsal blasen, mußt alles von der schweren Seite sehen!"

Ina antwortete nicht. Timm hatte nur ausgesprochen, was sie selbst während der ganzen Mahlzeit empfunden. Wie ein Wunder mutete sie das alles an.

Da fiel ihr ein, was damals Pfarrer Wendland zu ihr gesagt hatte: Daß er für ihn beten wollte, und daß er durch die Kraft seines Gebets genesen würde.

Gab es solche geheimnisvollen Kräfte, einen so rätselhaften Zusammenhang, der über ihr Verstehen ging?

*

Am nächsten Morgen begab sich Friedrich Vandekamp früher, als es seine Gewohnheit war, in sein Kontor.

Er hatte das Gartenfest gestern abend zeitig verlassen, wußte aber, daß es sich lange ausdehnen und Timm, wie nach solchen Gesellschaften immer, erst zu später Stunde im Geschäft erscheinen würde.

Es war ihm recht so. Was er sich für heute vorgenommen, das führte er lieber ohne ihn aus.

Die Angestellten begannen sich zu versammeln. In müßig bedächtigem Schritt kamen die einen, im hastender Beflissenheit die andern, nahmen ihre Plätze ein. Die ersten Läutezeichen hallten durch die weiten Bogenräume,

die Schreibmaschinen begannen ihre Arbeit, das tatkräftige Leben zeigte sein Erwachen.

In seinem Privatkontor saß Friedrich Vandekamp.

Alles das sollte er nicht mehr hören . . . nie mehr diese wunderbare Symphonie der Geräusche, die ihm jeden Morgen den Auftakt für seine Arbeit gegeben, das Kommen und Gehen seiner Leute, das Tacken der Maschinen, das Rascheln der Blätter, das surrende Flüstern von Pult zu Pult, das Schrillen und Rufen der Fernsprecher. Nie mehr diese Luft atmen, in der er groß und alt geworden, nie mehr mit ordnendem Kopf und schwimmbereiten Armen untertauchen in diesen Strom rastlos fließenden Lebens.

Vor ihm lag, geöffnet und in verschiedene Stapel geteilt, die eben eingegangene Post. Flüchtig fuhr seine sichtende Hand durch die Papiere, selten nur griff er eines heraus, durchflog es mit zerstreutem Blick. Was für einen Zweck hatte es noch für ihn? Andere Sorgen und Gedanken bewegten ihn heute. Es galt, das Werk zu festigen, das er in dreißig mühevollen Jahren sich erbaut, seinen Fortgang zu sichern, auch wenn er nicht mehr war.

Er rief die Zentrale an: „Fräulein Sentland soll sogleich zu mir kommen!"

Eine kurze Weile verging, da erschien Herr Kulike, der Abteilungsleiter für den Export.

„Entschuldigen Sie, Herr Vandekamp, aber Fräulein Sentland ist noch nicht da."

„Ist es schon öfter vorgekommen, daß Fräulein Sentland zu so vorgeschrittener Stunde noch nicht im Geschäft ist?"

„Niemals. Sie ist auf die Sekunde pünktlich."

„Ich hätte es mir selbst sagen können, die Frage war überflüssig. Sowie Fräulein Sentland kommt, schicken Sie sie zu mir!"

Da stand sie vor ihm, atemlos von dem schnellen Gang durch die bereits am frühen Morgen eingetretene Hitze. Bestürzte Verlegenheit auf dem für ihre Jugend scharf geschnittenen, aber anziehenden Gesicht.

„Es tut mir leid und ist mir sehr unangenehm, daß Sie auf mich haben warten müssen, Herr Vandekamp. Sie werden sich denken können, daß nur ein triftiger Grund . . ."

„Hoffentlich kein unangenehmer", murmelte Friedrich Vandekamp, zerstreut von seinen Papieren aufsehend.

„Doch, Herr Vandekamp, meine Mutter erkrankte in der Nacht."

„Ihre Mutter wohnt bei Ihnen?"

Er ärgerte sich über seine Frage. Eigentlich sollte er das doch wissen. Schon als Lehrling war die kleine Sentland zu ihm gekommen. Zehn Jahre hatte sie ihm in Treue und Gewissenhaftigkeit gedient, seine persönliche Sekretärin war sie gewesen, hatte sogar in seinem Hause verkehrt. Und nicht einmal das wußte er! Im rastlosen Getriebe der Arbeit hatte er nie Zeit gefunden, in seinen Angestellten etwas anderes zu sehen und zu suchen, als was sie ihm in ihrer Arbeit leisteten. Auch nicht in Söna Sentland, die ihm näher stand als alle anderen. So ist der Mensch, dachte er bei sich, wenn der Inhalt und Zweck seines Lebens Geldverdienen ist! Ohne einen Gedanken zu den anderen... ohne Liebe... ohne Teilnahme, die aus dem Herzen quillt!

„Der Arzt, den ich heute in der Frühe anrief, kam eben erst."

„Und was sagte er?"

„Daß der Zustand ernst wäre."

„So hätten Sie bei ihr bleiben müssen. Warum taten Sie es nicht?"

„Weil es nicht gegangen wäre. Ich bat meine Schwester, die in der Niederung verheiratet ist, zu ihr. Sie wird jetzt schon bei ihr sein. Alles das hielt mich so lange auf."

„Sorgt Ihre Schwester für Ihre Mutter?"

„Nein, das kann sie nicht. Ihr Mann ist ein kleiner Besitzer, sie haben mit ihren vier Kindern schwer zu kämpfen."

„Also Sie allein? Von Ihrem geringen Gehalt?"

„Es ist ja gar nicht so gering. Es ist ja mit jedem Jahr gestiegen. Ich lasse noch einen Bruder studieren."

Sie sagte es mit aufleuchtendem Stolz. Das gefiel ihm. In dem Blick, der über ihre schlanke, wohlgebaute Gestalt dahinglitt, lag Achtung und stille Bewunderung. Eine Mutter ernähren, einen Bruder studieren lassen von einem Gehalt, das sicher nicht größer war als das Kleidergeld, das er für seine Frau oder Ina gab. Und dabei selber bei aller Einfachheit immer gut und eigen angezogen sein, das war nach seinem Sinn.

„Nun setzen Sie sich, bitte, zu mir — nein, hier auf den Stuhl meines Sohnes. Er wird sobald nicht kommen. Ich habe mit Ihnen zu reden."

Söna Sentland nahm den kleinen kecken Hut ab, strich die schönen dichten Haare zurecht, setzte sich ihm gegenüber auf Timms Sessel.

„Ich habe beschlossen, Ihnen mit dem heutigen Tage die Prokura für mein Geschäft zu übertragen."

Zwei erstaunt fragende Augen sahen zu ihm hinüber.

„Darauf war ich nicht vorbereitet, Herr Vandekamp... wirklich nicht vorbereitet . . ."

„Mit der neuen Stellung ist eine wesentliche Erhöhung Ihres Gehalts verbunden, die Ihnen bei den Verpflichtungen, die Sie für Ihre Angehörigen übernommen haben, nicht unangenehm sein dürfte."

„Sie sind so gütig, Herr Vandekamp. Sie waren immer gütig zu mir. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll."

Ein leichtes Rot flackerte über die lichte Blondheit des hübschen, wenn auch etwas unebenmäßigen Gesichtes, nahm ihm die Herbheit, die sonst auf ihm lag.

„Sie haben mir nicht zu danken. Diese Stellung war Ihnen seit längerer Zeit zugedacht. Ich zögerte nur, sie Ihnen zu übertragen, weil ich bis dahin alles selbst abwickelte und die Prokura meines Sohnes und Herrn Kernreifs für die Firma ausreichend war. Das ist nun anders geworden. Ich gehe mit dem Gedanken um, mich dem Geschäft fernzuhalten."

„Sie . . . Herr Vandekamp? . . . Sie wollen sich dem Geschäft fernhalten? Verzeihen Sie . . . das kann ich mir nicht vorstellen."

Ein zweifelndes Lächeln spielte um die keckgeschwungenen Lippen.

„So machen Sie sich mit solcher Vorstellung allmählich nur vertraut, Fräulein Sentland. Es ist mein Ernst. Ich werde mich vom Geschäft zurückziehen."

„Für längere Zeit?"

Aufsteigende Furcht war in der kurzen Frage.

„Ja . . . für längere Zeit . . . vielleicht für immer."

„Für immer? Das ist nicht möglich . . . nein, das werde ich Ihnen nicht glauben . . ."

Sie hielt inne, als erschrak sie über ihre eigenen Worte.

„Verzeihen Sie, Herr Vandekamp, es kommt das alles so überraschend über mich. Ich kann mich nicht so schnell damit abfinden. Sie wollen unser Geschäft verlassen, mit dem Sie verwachsen sind wie kein anderer von uns allen, in dem Sie allein gesessen in der sinkenden Nacht, wenn wir längst zu Hause in Ruhe und Behaglichkeit waren. Nun wollen Sie sich von uns trennen, wollen vielleicht nie wieder in dies Kontor zurückkehren? Und wir sollen hier weiter an unseren Pulten schreiben und zählen und arbeiten, als wäre nichts geschehen? Sehen Sie, das ist es, was ich nicht begreifen kann."

„Ich bin krank."

„Sie sind krank?"

Ein tiefes Mitgefühl sprach aus ihrer Frage. Aber plötzlich änderte sich der Ausdruck in ihren Zügen.

„Kein Wunder, daß Sie krank sind, Herr Vandekamp! Wer sollte es auf die Dauer auch aushalten, dies aufreibende Mühen und Schaffen tagein, tagaus, dies ewige Disponieren und Anordnen. Wir waren doch nur die ausführenden Werkzeuge. Die Arbeit lag bei Ihnen allein. Und dann niemanden haben, der sie einem tragen hilft, ja, der auch nur mit seiner Teilnahme und Sorge um einen ist. Einmal habe ich gewagt, es Ihrer Frau Gemahlin, auch Ihrem Fräulein Tochter zu sagen. Dann wurde mir Ihr Haus verschlossen und jeder Verkehr mit mir abgebrochen. Es war ja auch meine Sache nicht. Aber daß einem einmal die Sorge die Zunge löst, ist das zu verwundern?"

Welch eine Sprache führte dies Mädchen? War, die jetzt vor ihm stand und in ihrer nicht mehr gehemmten Erregung sich selbst und ihre Stellung vergaß, dieselbe, die Tag für Tag hier in seinem Kontor gesessen, der er seine Briefe diktiert, seine Aufträge erteilt, die, was er ihr sagte, mit selbstverständlichem Gehorsam ausgeführt, in mechanischer Gewissenhaftigkeit ihre Pflichten erfüllt, niemals ein Wort mehr gesprochen, als die Sache oder die Arbeit es erforderten?

Nein, er kannte sie nicht, kannte weder sie noch einen seiner Angestellten. Sie hatte es ja eben gesagt: die aus-

führenden Werkzeuge seiner Pläne waren sie ihm. Aber nichts mehr. Nicht Menschen, die schließlich doch auch so etwas wie eine Seele in sich trugen.

Wie doch alles anders wird, wenn man das Leben nur noch von einer gewissen Warte aus sieht.

„Und jetzt gehen Sie von uns. Und kommen nie wieder ... nein, niemals wieder. Ich fühle es ... ich weiß es."

Ein Schmerz, der etwas Überwältigendes hatte, strömte aus ihren Worten zu ihm hinüber.

Wie war es nur möglich? In diesem Augenblick, da er sich anschickte, sein Werk aufzugeben, die Räume zu verlassen, die den Zweck und Inhalt seines Daseins in sich schlossen, breitete ein Mensch, den er nie beachtet, der ihm ein Fremder geblieben, alle diese Jahre hindurch, mit vollen Händen vor ihm aus, wonach er unbewußt sein ganzes Leben hindurch gehungert und gedürstet hatte.

Armer Friedrich Vandekamp! Törichtes, unerforschtes, nie zu erforschendes Leben!

(Fortsetzung folgt.)

Das Vermächtnis.

Skizze von Stry zu Eulenburg.

Ate Camillo starb hochbetagt. Er wurde würdig zur letzten Ruhe geleitet. Der Rückweg führte die Trauergäste noch einmal in die Wohnung des entschlafenen großen Künstlers, um auch an diesem Ort seines Schaffens von ihm Abschied zu nehmen.

Aber sie alle, die gekommen waren, um Ate Camillos Werke ein letztes Mal zu bewundern, standen nun vor einer großen, schmerzvollen Überraschung.

Ate Camillo war so arm gestorben, wie es niemand auch nur zu ahnen vermocht hätte.

Von den zahlreichen Masken und Skulpturen, den Bildreliefen und Figuren, die Meister Camillo, der Holzschnitzer, geschaffen hatte, war nicht ein einziges Stück mehr vorhanden. Zweifellos hatten alle diese Kunstwerke mit ihrem Verkaufserlös dem Meister sein Leben zu fristen dienen müssen.

Die versammelten Trauergäste waren ob dieser unerwarteten Erkenntnis zutiefst erschüttert. Sie standen nun ein wenig verlegen, einzeln und in Gruppen, in dem fast leeren Raum und sprachen mit gedämpfter Stimme. Erinnerungen wurden laut, aus denen das ihnen bis zu dieser Stunde so glücklich erschienene Leben des Meisters plötzlich in einer vollkommen veränderten Beleuchtung vor ihren Augen noch einmal erstand.

Wahrlich, Ate Camillos Erdendasein war nichts anderes als eine einzige Kette schwerster Schicksalsprüfungen gewesen, wenn man, wie es nun geschah, die unglücklichen Ereignisse aus seinem Leben aneinanderreihte. Dabei ließen sich allein nur die von Camillo selbst gelegentlich eines Gespräches mit irgendeinem der nun Anwesenden, gestandenen Begebenheiten in Erinnerung bringen, so, daß Camillo bereits zehnjährig Vollwaise geworden und bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahr unter der Obhut alles andere, als ihm wohlgesinnter Pflegeeltern gestanden war. Narben von Striemen hatte er, als Zeichen von Schlägen aus dieser Zeit, sein ganzes Leben lang am Körper getragen. Zwanzigjährig hatte er angefangen, sich als Grubenarbeiter sein Brot zu verdienen, hatte aber den Hunger seines Körpers dabei mit seinem Hunger nach Wissen erstickt und seinen kärglichen Lohn für den Besuch von Abendschulen gegeben. Die Früchte daraus, durch sein erlangtes Wissen ein leichteres Fortkommen zu finden, reiften niemals, da Camillo, fast dreißig Jahre alt geworden, plötzlich das in ihm schlummernde Künstlertum als seine einzig wahre Sendung erkannte, und ihm auf Glück oder Verderb dienen mußte. Er hungerte weiter viele Jahre, als unbekannter, rastlos schaffender und dabei eigene Wege gehender Gestalter des Wahren und Schönen, bis ihm endlich einige Anerkennung zuteil wurde. Er fand eine Frau, lebte aber nur wenige Jahre mit ihr glücklich, da sie ihm der Tod wieder von seiner Seite riß. Sein einziges Kind, ein Sohn, den er liebte und betreute, wie nur selten ein Vater so innig zu seinem Kind steht, kam mit fünfzehn Jahren bei einem Straßenunfall ums Leben.

Dies also war Ate Camillos, des nun geschätzten Meisters Leben, der genau siebenundsiebzig Jahre alt geworden, mit fast bis zur Schulter reichenden weißen Haaren stumm an seinen Mitmenschen vorbeigegangen. Tag für Tag, an diesen Menschen, die jetzt mit Erschrecken erkennen mußten, daß die Bitterkeit der Armut das Schicksal des von Hunger und zahllosen Entbehrungen Verfolgten, diesem Mann bis zu seinem letzten Atemzug zur Seite standen.

Die Männer aber, die gekommen waren, um Camillos Werke zu bewundern, wurden plötzlich von einer inneren Erregung befallen, als einer von ihnen einen bisher unbeachtet in einem Winkel stehenden größeren Gegenstand entdeckte, der mit einem grauen Tuch, dem Tuch, das Camillo stets über sein neuestes Werk zu breiten pflegte, verhüllt war.

Von diesem Augenblick an wurde es allen zur Gewißheit, was sie wünschend nur geahnt, daß der Meister der Welt noch ein letztes großes Werk hinterlassen hatte, das nur noch seiner Enthüllung wartete.

Aber seltsam, sie alle, die in diesem Raum standen, zögerten plötzlich, Camillos letztes Werk zu schauen. Ein Ahnen voll schwerer Düsterkeit umfing sie, ein Ahnen, das fast schon so deutlich wie ein schreckhaftes Erkennen in ihnen aufstand.

Nun wußten sie, Ate Camillos letzte Schöpfung würde das Werk seines Lebens geworden sein, ein harter und umfassender Rückblick des Meisters auf die Tage seines langen, schweren Erdendaseins.

Die Form, in der nach so langem Schweigen der Meister nun die Abrechnung mit seinem Leben zum Ausdruck gebracht hatte, gleich dem letzten Aufschrei einer furchtbaren Anklage, wie würde sie sich zeigen? Waren unter den Händen Camillos Figuren erwachsen, die zerbrochen und in Schmerzen verkrümmt sich am Boden wanden? Oder hatte der Meister einer einzigen Maske mit seinem Messer unauslöschlich tief die Züge aller teuflichen List, des Hohnes, der Grausamkeit und des hell lodernden Hasses eingegraben?

Niemand konnte diese Fragen beantworten, nur das Sichtbare würde zur vollendeten Gewißheit werden.

Mit bebender Hand wurde das Tuch fortgenommen.

Dann kehrte eine andächtige Stille im Raum ein, in der die Freunde von Camillos Kunst das letzte Werk eines Menschen betrachteten, seine Antwort an dieses Leben der unerbittlich harten Schicksalsschläge und des qualvoll unermeßlichen Leides. Sie standen schweigend, ein wenig beschämt und dennoch glücklich vor diesem letzten Geschenk, das der hochbetagte Meister der Welt hinterlassen hatte; einer kleinen, aber reich verzierten Wiege.

Und die Freunde erkannten auch, daß Ate Camillo dennoch freudig gelebt hatte, so sein Schaffen der einzig wahren und großen Kunst gehörte, deren unvergängliche Werke stets nur aus einer unstillbaren Liebe zum Leben geboren werden.

Der Wind von Potsdam.

Anekdote von Fritz Georg Dietrich.

Die Schloßwache steht im Gewehr, acht stramme Kerle, der Leutnant mit gesenktem Sponton am Flügel. Gemessen tritt Fürst Ludwig aus dem Portal. Trotz seiner Körperfrische stößt er beim Gehen den Krückstock auf. Die kurzgeschorenen Köter hinter ihm geben sich Mühe, für Windspiele gehalten zu werden.

Durchlaucht schreitet huldvoll die Front ab. Die Knöpfe der Monturen erweisen sich als vollzählig, und die Mienen der Soldaten sind vorschriftsmäßig kriegerisch. „Wegtreten lassen!" schnarrt der Beherrscher weniger Quadratmeilen Landes. Freundlich hält er den Leutnant Jörge von Zadlitz an der Schärpe fest: „Eh ja. Hörte von Postillion, hat wieder Brief von Potsdamer Tante .... Mitgebracht? ... Korporal Wache übergeben, Galerie kommen!" Als ein zweiter Fridericus schreitet Durchlaucht voran. —

Jörge von Zadlitz war dadurch vor der gesamten fürstlichen Armee bevorzugt, daß er sich rühmen konnte, königlich preußischer Fahnenjunker gewesen zu sein, bis ihm

eine Liebelei mit der Tochter seines Oberst die Aussicht auf Beförderung verdorben hatte, worauf sich das reichbegüterte Landeskind in Ludwigs Heer einreihen ließ. Die greisen Herren, die bis hinab zum Unterleutnant friedlich an ihren bequemen Versorgungsstellen auf ihre dermaleinstige Abberufung in die adlige Abteilung Walhalls warteten, waren allerdings übel auf den „frechen Grünschnabel" zu sprechen, glaubte der Fürst doch in dem Heißsporn, der unter dem Auge des Großen Friedrich hatte exerzieren dürfen, den berufenen künftigen Generalissimus seiner Streitmacht gefunden zu haben. Seit Ludwig als Erbprinz sich bei zwei Empfängen aus der Ferne hatte vor dem Preußenkönig verbeugen dürfen, bewunderte er restlos alles, was in Potsdam geschah. Weil sein Idol schnupfte, frönte er dem gleichen harmlosen Laster, obwohl ihm dies schlecht bekam. Er suchte dies dadurch zu mildern, daß er wie sein großes Vorbild die Hälfte der Tabakkrümel in die Westenfalten niederrieseln ließ. Im Verwaltungsdienst versah er die belanglosesten Eingaben mit einer Fülle von Randbemerkungen friderizianischer Kürze und befleißigte sich auch im Sprechen seinem Naturell entgegen einer majestätischen Wortknappheit. Um sich in der Nacheiferung zu vervollkommnen, waren ihm die Privatverbindungen des Jörge Zadlitz von unschätzbarer Bedeutung. Diese Tante aus Potsdam verstand es, so lebhaft von den dortigen Vorgängen zu berichten, daß Ludwig sich dadurch in die unmittelbare Umgebung des Einzigen von Sanssouci versetzt fühlte. Jörge mußte daher die regelmäßig eintreffenden Episteln so oft vorlesen, bis der beglückte Zuhörer den Wortlaut wie ein Evangelium in sich aufgenommen hatte. Es war aber auch erstaunlich, was und wie genau die alte Dame mit der seltsam jugendlich gebliebenen Handschrift ihrem Neffen über allerlei Hofvorgänge berichtete. Dem Vorleser drohte selbst der Atem zu stocken, wenn er bei manchen königlichen Aussprüchen Ludwigs Stutzen beobachtete.

Nach solchen Vorkommnissen ließ Jörge wohl warnende Zeilen nach Potsdam flattern, doch das nächste Schreiben der Tante trug dann die Farben noch stärker auf. Besonders ein in den Briefen immer wieder berührtes Histörchen machte auf den gütigen Fürsten, der sich außer seiner Schrulle für das Friderizianische einen klaren Verstand bewahrt hatte, tiefen Eindruck. Es war die eingehende Schilderung der vergeblichen Kämpfe eines liebenden Offiziers gegen den hartherzigen Vater der Erkorenen. Die neueste Meldung besagte, daß der König davon erfahren und sich daraufhin selbst zum Freiwerber gemacht habe. Dem nun glücklich vereinten Paar, das ihm danken wollte, erwiderte er barsch: „Ein schlechter Landesvater, der es mir nicht gleich täte!"

Jörge errötete über die Wirkung und ersuchte die Schreiberin dringend, die Geschichte nie wieder zu erwähnen. Eine Unterbrechung des Briefwechsels war die Folge.

Nach reichlich einer Woche wurde Leutnant Zadlitz plötzlich zum Fürsten befohlen. In der Haltung des an der Wand hängenden Friedrichbildes grollte dieser den Eintretenden an: „Warum mir Geschichte mit Braut verschwiegen? Tante mir direkt geschrieben. Habe daraufhin Vater gehörig eingeheizt. Hier Brief, willigt ein. Wann Hochzeit?" Durchlaucht nahm würdevoll eine Prise: „Ein schlechder Landesvater, der . . . und so weiter!" —

Die Vermählungsfeier fand auf dem Schlosse Zadlitz statt. Mitten während der Tafel erschien überraschend der Fürst, anders hätte es sein Fritz auch nicht getan. Pflichtschuldig allseitiges maßloses Erstaunen über diese unerwartete Huld, in deren bestimmter Voraussetzung der Ehrenplatz am Tische frei- und die Hauptgänge zurückgehalten worden waren. Mit einem Strauß selbstgezüchteter roter Rosen zeichnete Durchlaucht die erglühende Braut aus. Dann forschte er gespannt nach der Tante, für die er der Hand seines Adjutanten gelbe Rosen entnahm. Der verblüffte Vater Oberst wußte aber von keiner Tante, doch unter Schleier und Kranz hervor traf den Herrscher ein so flehender Blick, daß Ludwig sich schmunzelnd zum Ohr der Braut neigte. „Es bleibt unter uns, kleine Frau Tante", flüsterte er, dann nickte er Jörge kurz zu: „Sag' ich's nicht immer, wo Potsdam — da Kriegskunst!"



Bunte Chronik



Der Meister des Geigenbaus.

Die Stadt Cremona schickt sich an, die zweihundertste Wiederkehr des Todestages ihres berühmten Mitbürger Antonio Stradivarius zu feiern. Eigentlich hieß er Stradivari. Im Alter von 12 Jahren trat Antonio in die Werkstatt von Amati, dem anderen großen italienischen Geigenbauer, als Lehrling ein. Bis zum Alter von 24 Jahren arbeitete er bei ihm. Es scheint, daß er sich dann im Jahre 1666 selbständig machte, denn von diesem Zeitpunkt an zeichnet er seine Geigen mit seinem eigenen Namen. Jedenfalls trägt die früheste mit seinem Namen versehene Geige die Jahreszahl 1666 und im Kreise der Sammler wird sie deshalb kurzerhand als die „drei Sechsen" bezeichnet.

Die letzte Stradivarius zugeschriebene Geige trägt die Jahreszahl 1727. Sie war der „Schwanengesang" des Meisters. Als er sie fertiggestellt hatte, schrieb er auf das an ihr angebrachte Etikett unter seinem Namen: „Fatto de anni 83". Das heißt hergestellt im Alter von 83 Jahren. Das war 1727 in der Tat sein Lebensalter. Er hat dann noch 10 Jahre gelebt, aber nicht mehr gearbeitet.

Unter seinen Händen sind 1100 Meisterwerke entstanden. Davon existieren heute noch etwa 600. Selbst seine köstlichsten Geigen verkaufte er niemals teurer als für 4 Goldtaler, das sind etwa 72 Reichsmark, in heutigem Gelde ausgedrückt. Wenn heute eines der besten Instrumente von Stradivarius, die in den Jahren zwischen 1706 und 1726 entstanden, der Zeit, in der er auf der Höhe seines Schaffens war, öffentlich zum Verkauf kommt, dann werden jedesmal mindestens Hunderttausende dafür erlöst.

*

Ein Beschwerdebrief.

Das kleine Lieschen kommt für gewöhnlich etwas unsauber zur Schule. Eines Tages sagt die Lehrerin zu ihr: „Aber Lieschen, du bist ja schon wieder nicht gewaschen; du riechst ja schon förmlich!" — Das erzählt Lieschen zu Hause. Darauf bringt sie am nächsten Tag einen Brief ihrer Mutter in die Schule mit, der u. a. lautet: „Mein Lieschen ist kein Veilchen. Sie sollen ihr nicht riechen; Sie sollen ihr lernen.



Lustige Ecke

Kenner.



„Dir wird doch wohl nicht übel, Karl, ich finde, du siehst so blaß aus!"

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg